



Feierabend



Geschäftsstrife der Liebe.

Von Mary Day Winn, New-York.

Wenn man nach der in den letzten Jahren stets sinkenden Gesamtzahl der Eheschließungen in den Vereinigten Staaten schließen darf, so scheint die amerikanische Frau weniger als die europäische an der Legalisierung eines Liebesbundes durch die Ehe interessiert zu sein. Aber keine Frau der Welt stößt öffentlich so herzbelegende Klagerufe wie die amerikanische Frau aus, wenn ihre Hoffnungen auf Eheglück getrogen haben, und keine Frau der Welt verlangt und erhält so beträchtliche Entschädigungssummen für verminderte Heiratsfähigkeit, unerfüllte Erwartungen und gekränkte Gefühle. Erst kürzlich lag der gesetzgebenden Körperschaft des Staates New York die Samberg-Bill vor, die die Lasten der „Skolaven der Alimentation“ erleichtern sollte. Der Gesetzentwurf erfuhr das gleiche Schicksal wie alle seiner Vorgänger: er starb bereits im Ausschuss eines jenseitigen, unruhlichen Todes. Nach wie vor bilden die im „Land der Freien“ von Richtern als Entschädigungssummen für Bruch eines Verlobnisses, „Entfremdung der Gefühle“ und als Alimente zugesprochenen Beträge in Europa Anlaß zum Erstaunen und Gelächter. Der einzige Staat, wo es Nehuliches gab, war früher England; dort hat sich jedoch mit der Tätigkeit der weiblichen Geschworenen eine andere Rechtsprechung durchgesetzt. In der Tat kennt das Recht seines europäischen Staates derartige Folgen, wie sie die Vereinigten Staaten auf den Bruch eines Verlobnisses setzen. In allen Staaten hat bei Lösung einer Verlobung der schuldlose Teil lediglich das Recht, seine Geschenke zurückzuverlangen und Ersatz der im Hinblick auf die bevorstehende Eheschließung gemachten Aufwendungen zu fordern. In den Vereinigten Staaten sind die Richter der Ansicht, daß der Kummer eines hübschen Girls, verursacht durch gekränkte Heirats Hoffnungen, mit einem Betrage einzuschätzen ist, der von den verschiedenen Umständen, hauptsächlich aber, wie es scheint, von der Schönheit der Klägerin abhängt und sich zwischen 5000 und 500.000 Dollar bewegt. Es ist eine juristische Übung geworden, daß eine männliche Jury die Höhe der Entschädigungssumme nach dem Aussehen der „Verführten“ bemißt, so daß die hübsche Klägerin, die doch eher damit rechnen kann, daß sie einen Mann findet als ihre unscheinbare Geschlechtsgefährtin, dieser gegenüber im doppelten Vorteil ist, während eine weibliche Jury die Ansprüche der

Klägerinnen mit weit gerechterem Spektizismus beurteilt.

Vor einiger Zeit trat der ein wenig verschwenderische Sohn eines bekannten Senators in einen Juwelierladen der Fifth Avenue ein, um ein Geburtsstagsgeschenk für eine Bekannte zu besorgen. Da sah er, über eine Kassette mit Ringen gebeugt, ein junges Mädchen, mit dem er einmal bei einem Klubabend getanzt hatte. „Ich bewundere“ sagte die junge Dame, nur diesen Stein hier. Es ist mein Glücksstein; aber ich kann ihn mir nicht leisten. . . .“ „Das ist aber traurig,“ sagte der junge Mann. „Wenn Ihr Herz so an diesem Ringe hängt, werde ich ihn Ihnen kaufen.“ Und ohne nach dem Preise zu fragen — das wäre doch nicht gentlemanlike — machte er ihn seiner Zufallsbekannten zum Geschenk. Als die Rechnung kam, erwies sich der kleine Glücksstein als Smaragd im Werte von 5000 Dollar. Aber das war noch nicht alles. Der unscheinbare „Glücksstein“ erwies sich auch als wichtiges Corpus delicti in dem Prozeß, den die junge Dame gegen den Senatorsohn wegen Verlobnisbruches anstregte. „Das ist das Liebespfand, meine Herren von der Jury,“ so bellamierte ihr Rechtsanwält, „das der Beklagte meiner Klientin schenkte, als er ihr gelobte, sie zu seiner Gattin zu machen!“ Die Familie des jungen Kavaliere sah sich gezwungen, einen Detektiv zu engagieren, der den Vielumworbeneu auf Schritt und Tritt begleitete und — wie man sagt — sogar im gleichen Zimmer wie er schlief.

Junggesellen, die nicht nur vermögend, sondern auch berühmt sind, laufen doppelte Gefahr. So wurden erst vor kurzem Gene Tunney und August Heckscher wegen Verlobnisbruches angeklagt. Enrico Caruso war zweimal Beklagter in Prozessen wegen vermindelter Heiratsfähigkeit. Im ersten oblagte der berühmte Sänger, aber den zweiten verlor er dank einem Bündel zärtlicher Briefe, die die Klägerin von ihm in Händen hatte. Es scheint überhanpt, daß Junggesellen beim Schreiben von Briefen an Mannequins, Manufakturleins, junge Witwen und vor allem an Damen vom Ballett besondere Vorsicht walten lassen müssen — besonders bei letzteren, die diese Kunst, durch Briefe schnell reich zu werden, zur höchsten Vollendung gebracht haben. Es gibt Bände von Beispielen für die Wichtigkeit des amerikanischen Sprichwortes „Tue recht und fürchte

keinen Mann; schreib' keine Briefe und du brauchst keine Frau zu fürchten.“

Was immer der Beklagte zu seinen Gunsten vorbringen mag, es fällt auf sein eigenes Haupt zurück. Er mag dartun, daß die Klägerin zu der Zeit, als er sie umwarb, mit einem anderen verlobt war; der Gerichtshof erkennt diesen Umstand keineswegs als Minderungsgrund an. Er mag vorbringen, daß die Klägerin niemals — laut ihres eigenen Zugeständnisses — liebte, sondern nur auf sein Geld bedacht war; die Richter werden nur ein Lächeln für ihn haben und erklären, daß die Klägerin eben in ihren finanziellen Erwartungen nicht getäuscht werden darf. Er mag beweisen, daß die „Verführte“ unmittelbar nach dem Bruch einen anderen Mann gefunden hat; der Anwalt der Klägerin wird unter Beweis stellen, daß das Einkommen des anderen nicht so hoch wie das des Beklagten ist und dieser deshalb für den Unfall aufzukommen hat. Und mag der Verfolgte in seiner Verzweiflung auch seinem Leben ein Ende machen, die „Verführte“ wird mit Tränen in den Augen die ihr aus der Versicherung des „gewissenlosen Verführers“ zustießenden Banknoten einstecken. Ist gar der Beklagte so tollkühn, beweisen zu wollen, daß die Klägerin nicht würdig war, seine Frau zu werden, so läuft er Gefahr, daß nicht nur die Entschädigungssumme wegen seines „ungentlemanlike“ Benehmens erhöht, sondern daß er auch noch wegen Verleumdung verurteilt wird.

Nicht so häufig wie der Verlobnisbruch wird die „Entfremdung der Gefühle“ als Waffe im Liebesgeschäft verwendet, oft auch von einer Frau gegenüber einer anderen Frau. Die zugesprochenen Entschädigungssummen sind sehr beträchtlich. Eine ländliche Jury erkannte vor kurzem, daß Mrs. Dorris S. Woodhouse einen Schaden von 465.000 Dollar dadurch erlitten hat, daß ihre Schwiegereltern ihren Gatten gegen sie aufbeistanden, so daß dieser sie verließ.

Man schätzt die Zahl der Frauen in den Vereinigten Staaten, die von Alimenter ihrer geschiedenen Gatten leben, auf mehr als eine Million. Mehr als eine Million Männer also zahlen Alimenter an ihre geschiedenen Gattinnen, von denen ein großer Teil sich bereits wieder verheiratet hat. Erst in allerjüngster Zeit sollen der Gattin Marshall Field's anlässlich der eben vollzogenen Scheidung

eine Million Dollar im Jahr Alimente zu erlangen worden sein. Das würde den bisher erreichten Rekord darstellen. Die Frau eines Chicagoer Hotelbesizers erhielt den Betrag von zwei Millionen Dollar als Abfindung, und eine junge ausländische „Goldgräberin“, die in Rom einen amerikanischen Multimillionär kennen lernte, erlangte bereits nach halbjähriger Ehe den gleichen Betrag. Solche Urteile sind schuld daran, daß es in den Vereinigten Staaten noch Schuldgefangnisse gibt. Sie heißen nicht so, sind es aber. Das bekannteste dieser Art befindet sich in New York City in der 37. Straße. Zur Zeit, wo diese Zeilen geschrieben werden, beherbergt es zwanzig Gefangene, die wegen Nichtzahlung von Alimenten in Haft genommen wurden.

Daß das Liebesgeschäft so erfolgreich ist, scheint vor allem auf unser vollkommen veraltetes Eherecht, gegründet auf wirtschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse, die längst nicht mehr bestehen, und auf die Tatsache zurückzuführen zu sein, daß nicht in zwei Staaten der U. S. A. die gesetzlichen Bestimmungen über Ehe und Scheidung die gleichen sind. Immerhin müssen in allen Staaten die verlassenen Gatten, unabhängig vom Ausgang des Prozesses, die gesamten Gerichts- und Anwaltskosten bezahlen und die einstweilige Alimentation leisten. Wenn die Gattin geschieden wird und sich wieder verheiratet, wäre es dem geschiedenen Gatten nicht anzuraten, keine Alimentenzahlungen automatisch einzustellen. Ist der zweite Gatte seiner geschiedenen Frau arm, so wird das Gericht ihn nur zu oft zur Weiterzahlung der Alimente anhalten. In jüngster Zeit hat der Fall eines Viehzüchters in einem westlichen Staat in ganz Amerika Aufsehen erregt. Er heiratete eine geschiedene Frau und die ließ sich nach kurzer Zeit wieder von ihm scheiden und heiratete erneut ihren ersten Gatten. Selbstverständlich dachte der Viehzüchter nicht an Alimentenzahlung. Erst nach Jahren brachte seine geschiedene Gattin eine Klage auf Zahlung der zu einem hohen Betrage aufgelaufenen Alimente ein, und er sah sich nicht nur seinen Grundbesitz veräußern, sondern mußte auch noch wegen Nichtbefolgung von Gerichtsbefehlen ins Gefängnis.

Langsam beginnen nun die Richter zu erkennen, daß die Bestimmungen über die Leistung des ehelichen Unterhaltes, wie sie gegenwärtig gehandhabt werden, mittelalterlich sind. Vernünftige Richter, namentlich in den westlichen Staaten, legen sich die Frage vor, warum eine gesunde, kinderlose junge Frau ihr Lebtag der Sorge um den Lebensunterhalt enthoben sein soll, nur, weil sie einmal ein Liebesabenteuer hatte, oder weil ihre Ehe ohne Verschulden ihres Gatten sich als unhaltbar erwiesen hat. Es scheint also, daß die amerikanische Rechtsprechung sich allmählich bekennt, und die deutlich absteigende Kurve der in Prozessen wegen Verlobnisbruches zugesprochenen Entschädigungssummen ist vielleicht nicht nur auf Börsenkrach und Wirtschaftskrise, sondern auch auf die Einsicht zurückzuführen, daß Bußneß und Ehe verchiedene Dinge sein sollten.

Mache neun Kopien!

von diesem Schreiben und sende sie an neun Dir bekannte Personen, denen Du Gutes wünschst. Diese Kette unzähliger Schreiben wurde im Krieg von einem amerikanischen Hauptmann des Art.-Reg. 411 begonnen und soll neunmal um die ganze Erde gehen. Sende die Kopien vierundzwanzig Stunden nach der Aufforderung weiter, unterbrich die Kette aber nicht, sonst wird Dir ein schweres Unglück zustößen. Folgt

Du dem Rat, so wird Dir im Verlauf der nächsten neun Tage ein unerwartetes Glück begegnen. Behandle dieses Schreiben also nicht als Wig. M. L. E. Egel verdankt sein Vermögen der Erfüllung dieser auferlegten Pflicht. M. F. Bapare gewann, nachdem er die neun Kopien abgehandelt hatte, das große Los der Staatslotterie. Auch Womstah zog in Michigan den Haupttreffer. Franz de Vere dagegen, der diese Kette nicht ernst nahm, erlitt im Verlaufe von neun Tagen den totalen Verlust seines Vermögens und W. Denis aus Lissabon erkrankte aus demselben Grund schwer und starb bald danach.

Vor mehr als zehn Jahren habe ich diesen Brief zum erstenmal bekommen. In der Zwischenzeit zweimal: in Italien und in Schweden. Jetzt ist er wieder da. Ich habe mein möglichstes getan, die Kette zu unterbrechen, indem ich sie an niemanden weiterleitete. Aber sie scheint auch ohne mich neunmal um den Erdball zu gehen. Wahrscheinlich hat tatsächlich schon im Krieg irgendeiner das psychologische Experiment versucht und der Masse der Menschheit einen kleinen Stoß gegeben, der sich bis heute weiterpflanzte und dessen Ende praktisch nicht abzusehen ist. Viel hat er ja dabei nicht riskiert, bloß neun Briefe hat er schreiben müssen.

Aber, weiß Gott, unerhört geschickt ist er dabei gewesen. Er hat die Menschen an der heikelsten Stelle gepackt, an ihren abergläubischen Komplexen, und dann mit Zunderbrod und Peitsche, mit Drohung und Belohnung operiert. Unterbrichst du die Kette, so verlierst du dein Vermögen und bekommst es mit Krankheit und Tod zu tun, — führst du sie aber brav weiter, so kassierst du rechtzeitig ein Los, es wird innerhalb der besten Zeit gewinnen. Nach vorzüglicher Schätzung dürfte er auf diese Methode immerhin schon ein paar Millionen Menschen seinen Willen aufgezwungen haben. Leider weiß er nur vier zu nennen, bei denen sich die Drohung

oder die Versprechung bewahrheitet haben; kein besonders hoher Prozentsatz.

Profitiert haben hiervon (außer dem Westpostverein) noch verschiedene geschickte Kaufleute, die sich die Weltumspannung dieser Methode zunutze machten. Vor kurzem verstande ein holländisches Bankhaus an Tausende von Adressen die Aufforderung, fünf Gulden zu zahlen und fünf Leute ebenfalls dazu zu bewegen, deren jeder seinerseits wieder je fünf Leute — und so weiter. Jeder, der fünf Zahlende aufgebracht hatte, bekam sofort zwanzig Gulden ausbezahlt. Er profitierte somit fünfzehn, das Kaufhaus zehn Gulden. Hätte alles geklappt, so wäre auch diese Sache um den Erdball gegangen, mit einer in die Millionen wachsenden Schuld, die niemals ausgeglichen werden mußte, weil jeder Gläubiger, der befriedigt wurde, dafür doch neue Kredititionen brachte. Tatsächlich schritt die Sache nicht so schön fort, wie man es erwartet hatte; unter einer Last von Betrugsanzeigen brach das Unternehmen zusammen. Dagegen lebt das Neapolitaner Warenhaus „3 fiori“ fröhlich weiter — und gibt seine Strumpfsollektionen und Sweater an Hunderttausende in aller Welt zu einem Viertel des Wertes ab. Man hat nur die Verpflichtung, fünf neue Kunden zu nominieren, die diese Waren ebenso billig haben wollen, dafür aber je fünf neue Kunden aufzutreiben wissen.

Der Mann aber, der die erste, die ungeschickliche, die Glücks- und Unglücks-Kette gegründet hat? Wer ist er, wo lebt er, wohn hat er das getan? Hat er wirklich nur gespielt — und konnte dann den Geißlern, die er rief, die Kette, die er um den Erdball schlang, nicht mehr Einhalt gebieten? Oder bezieht er doch von der Post ein Aberglaubengehalt — genau so wie der Mann, der den Aberglauben aufbrachte, man dürfe die Flamme eines Zündholzes nicht dreimal verwenden — verunflicht von der Zündholzindustrie?

Hans Kasta.

Das Epos des neuen Amerika.

Von John Dos Passos.

John Dos Passos, der Verfasser von „Manhattan Transfer“, hat den Rahmen seiner ethischen Synthese, die in dem vorerwähnten Werk New York umfaßte, auf das Panthe-Amerika ausgedehnt. In seinem neuen Werk, das gleichfalls in deutscher Uebersetzung jetzt beim S.-Fischer-Verlag, Berlin, vorliegt, „Der 42. Breitengrad“, bedient sich der Dichter einer verfeinerten surrealistischen (überrealistischen) Technik, um die Summe der täglichen amerikanischen Schicksale zu einer Darstellung der amerikanischen Gegenwart zusammenzufassen. Aus dem toben erschienenen Werk veröffentlichten wir mit Genehmigung des Verlages zunächst aus dem Schicksalsbericht eines amerikanischen Studenten den nachfolgenden Abschnitt:

Die Kriegsbegeisterung in New York.

An allen Hänjern hingen Fahnen. Die marschierten an einem Geschäftsblock nach dem anderen vorbei und suchten den „Times Square.“ Ueberall saßen die Menschen Zeitung. An der 14. hörten sie Trommelschlag und eine Musikpelle, und sie warteten an der Ecke, um zu sehen, was für ein Regiment das sein würde, aber es war nur die Heilsarmee. Als sie auf den Madison Square kamen, war es inzwischen Essenszeit geworden, und die Straßen lagen verödet da. Es begann ein wenig zu nieseln, die Fahnen am Broadway und in der 5. Avenue

hingen schlaff von ihren Stangen. Sie gingen in das Hofbräu essen. Charley fand, daß es dort teuer ausfiel, aber Doc sagte, er lade ihn ein. Ueber dem Eingang stand ein Mann auf einer Stiehlleiter und schraubte die Birnen in eine Lichtkassette, die das Sternenbanner darstellte.

Innen war das Restaurant mit amerikanischen Farben geschmückt, das Orchester spielte nach jeder Nummer das Sternenbanner, so daß sie immerfort aufstehen mußten. „Was soll das heißen, wird hier exerziert?“ brummte Doc.

An einem runden Tisch in der Ecke saßen einige Leute, die nicht aufstanden, wenn die Kapelle das Sternenbanner spielte, sondern ruhig plaudernd und essend sitzen blieben, als ob nichts geschehen wäre. Die Leute im ganzen Restaurant begannen sie anzustarren und laute Bemerkungen zu machen. „Wetten, das sind — Hunnen — deutsche Spione — Pazifisten.“ An einem Tisch neben einem Wädel saß ein Offizier, der wurde rot im Gesicht, sooft er sie ansah. Schließlich ging ein Kellner, ein älterer Mann, ein Deutscher, zu ihnen hin und stüßerte etwas. „Nein, der Teufel soll mich holen,“ kam eine Stimme von dem runden Tisch in die Ecke. Dann ging der Offizier zu ihnen hinüber und sagte etwas über die Pflicht zur Höflichkeit gegenüber unserer Nationalhymne. Als er zurückkehrte, war er noch röter im Gesicht denn je. Er war ein kleiner Kerl mit krummen Beinen, die in engen, blankgeputzten Samtsocken steck-

ten. „Dreißige Deutschenfreunde,“ sprudelte er hervor, während er sich hinsetzte. Dann mußte er gleich wieder aufstehen, weil die Kapelle das Sternbanner spielte. „Warum rufst du nicht die Polizei, Cyril?“ sagte das Mädchen, das neben ihm saß. Jetzt rückten bereits von allen Seiten die Leute gegen den runden Tisch vor.

Doc schleppte Charley hinüber. „Sieh dir das mal an, das wird amüsant.“ Ein dicker Kerl mit dem schleppenden Akzent des Texaners zerrte einen der Männer vom Stuhl.

„Aufstehen, oder raus mit euch.“

„Sie haben kein Recht, uns hier zu belästigen,“ begann einer der Männer an dem runden Tisch. „Sie äußern durch Ihre Aufstehen Ihre Zustimmung zu dem Krieg, wir äußern unsere Mißbilligung dadurch, daß wir...“

An dem Tische saß eine dicke Frau mit einem roten Federhut, die sagte immerfort:

„Sei still, sprich nicht mit ihnen.“ Unterdessen hatte die Kapelle zu spielen aufgehört. Alles klatschte so kräftig wie nur möglich und schrie: „Noch einmal, so ist es recht.“ Die Kellner liefen nervös umher, der Besitzer stand mitten im Saal und wischte seine Glase.

Der Offizier ging zu dem Kapellmeister und sagte: „Bitte, spielen Sie noch einmal unsere Nationalhymne.“ So wie der erste Takt ertönte, stand er stramm Habtacht. Die anderen stürmten den runden Tisch. Doc und der Mann mit dem englischen Akzent stießen einander an. Doc stellte sich in Positur, um loszuschlagen. „Kommen Sie hinaus, wenn Sie bogen wollen,“ sagte der Mann mit dem englischen Akzent.

„Laßt sie in Ruhe, Jungs,“ schrie Doc. „Ich nehme sie mir draußen vor, gleich wieder auf einmal.“ Der runde Tisch wurde umgeschmissen, und die Gesellschaft begann sich nach der Türe zurückzuziehen. Die Frau mit dem roten Hut hatte eine Schüssel Hummermayonnaise gepackt und wehrte ihre Gegner dadurch ab, daß sie ihnen Mayonnaise ins Gesicht warf. In diesem Augenblick erschienen drei Blaue und verhafteten die verdammten Pazifisten. Alles stand umher, wischte sich die Mayonnaise von den Kleidern. Die Kapelle spielte abermals das Sternbanner, und alle versuchten mitzuschlagen, aber es war nicht sehr wirkungsvoll, weil niemand die Worte kannte.

Nachher gingen Doc und Charley in eine Bar, um einen Whisky Sour zu trinken. Doc wollte sich eine Revue anschauen und fragte den Barkeeper. Ein kleiner, fetter Mann mit einem amerikanischen Fähdchen im Knopfloch hörte ihn fragen und sagte, die beste Revue New Yorks sei bei Miniski in der East Houston Street. Als Doc sagte, sie seien im Begriff, sich diesen Krieg mal anzusehen, spendierte er einige Logen und sagte, er würde sie selber zu Miniski führen. Er hieß Zegal; bis zur Verurteilung der Justitia, sagte er, sei er Sozialist gewesen, jetzt aber sei er der Ansicht, man müsse die Deutschen schlagen und Berlin zerstören. Er war aus der Konfektion und war sehr glücklich, weil er einen großen Lieferungsantrag für Seeresuniformen so gut wie in der Tasche hatte. „Wir brauchen den Krieg, um wieder Männer zu werden,“ sagte er und schlug sich an die Brust.

Gedanken-Splitter.

Ihr Männer seid doch merkwürdige Geschöpfe! Wenn euch irgend etwas verquer geht, so müßt ihr euch gleich betrinken oder euch auf irgendeine Weise ins Unglück stürzen. Ihr seid nicht besser als Widellinder.

Anderjen Negö („Belle der Eroberer“). Ermahnen ist besser als schelten. Jenes ist sanft und freundlich, dieses hart und rücksichtslos; jenes sucht die Fehlenden zu bessern, dieses aber nur zu überführen. Epitret.

Der Schneeball und das böse Wort. Sie wachsen, wie sie rollen, fort, Eine Handvoll wirft zum Tor hinaus, Ein Berg wird's vor des Nachbarn Haus. Wilhelm Müller.



„Ja.“
„Na also! Haben Sie schon viel gefangen?“
„Kein!“
„Wie schade! Sicher ist den Fischen dieser Gegend noch nicht bekannt, daß es sich am besten des Morgens anbeißt.“
„Ich glaube, gnädige Frau, die Sache hat einen anderen Grund.“
„Darf man fragen, welchen?“
„Es befindet sich ein Hai in der Nähe.“
„Ein Hai?“
„Ja. Ich sah vorhin seine Rückenflosse.“
„Drrr!“
„Fürchten Sie sich?“
„Kein. Ich finde es nur schrecklich, wenn jemand eine Flosse am Rücken hat.“
„Gnädige Frau, mit einem Hai ist nicht zu spaßen.“
„Das leuchtet mir ein. Welch ein Glück, daß Sie kein Hai sind!“
Der Mann im Boot schwieg.
„Idiot!“ brummte Dorothy.

Der Hai.

Von Georg Mühlens-Schulte.

Dorothy schrieb in ihr Tagebuch: „Nie habe ich einen Menschen mehr verehrt als ihn. Seine wesentlichste Eigenschaft scheint die Feigheit zu sein. Stundenlang schwinnt er in seinem Boot draußen vor der Tür meines Badehauses herum. Er hat eine Angelrute in der Hand und tut so, als gehöre seine ganze Aufmerksamkeit der kleinen, dummen Federpose, die auf dem Wasser tanzt. Aber ich durchschaue ihn. Er ist nicht bei der Sache. Seine Gedanken schleichen um die Bretterwand des Badehauses herum; sie suchen nach einem Spalt, durch den sie nach mir spähen können.“

Einmal sank die Federpose unter. Er dachte nicht daran, die Angel herauszuziehen. Als er es schließlich doch tat, war er sehr verwundert, daß ein Fisch am Haken hing. Er griff danach, während die Schnur in der Luft schaukelte. Aber da seine Augen an den Brettern kleben, hinter denen er mich wußte, so verfehlte seine Hand immerfort ihr Ziel. Eine ganze Weile ging das so. Dann befreite sich der Fisch und fiel ins Wasser zurück. Wenn das Tier Beobachtungsgabe und Humor hatte, dann wird es den Seinen eine lustige Geschichte von dem Mann im Boot erzählt haben. Die See wurde lebhaft nach dem Ereignis. Ich denke mir, das rührte daher, daß ihre Bewohner sich vor Lachen schüttelten.

Morgens sieht er mich kommen, und nachtags sieht er mich gehen. Niemals spricht er mich an. Seine Blicke sind die eines Verschmuggelnden. Dennoch wagt er nicht, mich um irgendeine Erfrischung zu bitten.

Vielleicht denken Sie, mein Herr, ich werde das erste Wort an Sie richten. Damit befänden Sie sich in einem tragischen Irrtum. Sie haben ein klassisches Profil, und Ihre Krawatte verleiht Geschmeid, aber das sind keine Köder, auf die Dorothy anbeißt. Diese entzückende Frau

erlaubt sich, als ein Fisch von besonderen Ansprüchen zu gelten. Man muß mit Mut angesetzt sein, wenn man darauf rechnet, sie als Beute heimzutragen...“

Immerhin konnte sich Dorothy nicht enthalten, am Tage nach dieser Eintragung dem einsamen Angler ein paar Bosheiten zuzurufen.

„Guten Morgen, mein Herr!“
„Guten Morgen, gnädige Frau!“
„Sie sind heute sehr zeitig aufgestanden.“
„Allerdings. Um diese Stunde heißen die Fische am besten.“

„Ist es möglich! Vermutlich halten Sie den Angelhaken in der Frühe für bekömmlicher als am Mittag. Meinen Sie nicht auch?“
„Nein. Ich glaube nicht, daß die Fische irgendeiner Ueberlegung fähig sind.“

„Ohne Zweifel ist es so. Nehmen wir den Stunden. Sie weiß genau, welche schreckliche Enge in einer Räucherwarenlade herrscht. Infolgedessen läßt sie sich jangen, bevor sie einen Bauch wie ein Kommerzienrat hat. Oder betrachten wir den Dering. Er kennt den Wert des Kaviars und ahmt ihn in ziemlich geschickter Weise nach. Oder den Kollmops...“

„Gnädige Frau, Sie machen sich lustig über mich.“

„Durchaus nicht! Ich wünsche nur, Ihnen eine bessere Meinung über die Fische beizubringen. Fische sind intelligente Wesen, mein Herr. Gottlob können sie nicht sprechen!“

„Warum gottlos?“

„Weil Ihnen zum Beispiel der Barsch, den Sie gestern ins Wasser fallen ließen, etwas gesagt hätte, wegen dessen Sie sich mit ihm hätten duellieren müssen.“

„Sie haben eine sehr spitze Zunge.“
„Aber sonst bin ich doch wohlproportioniert, nicht wahr?“

Sie trat in ihr Badehaus. Die Tür warf sie krachend ins Schloß. Rasch entkleidete sie sich, schlüpfte in ihr Erkot und stieg die Treppe hinab, die in das geräumige, von Bretterwänden umschlossene Bassin führte.

Als das Wasser seinen kühlen Mantel um ihre weißen Glieder geschlungen hatte, schrie sie gellend auf:

„Hilfe! Hilfe! Der Hai!“
Vor ihr, in bedrohlicher Nähe, war der langgestreckte, schwarze Körper des gefährlichen Raubfisches aufgetaucht.

„Hilfe! Hilfe!“
Der Mann draußen rief sein Boot mit starken Ruderschlägen an den Stieg des Badehauses. Er stürmte zur Tür herein, überblickte die Situation. Mit einem Ruck warf er sein Jackett ab. Aus einer Tasche seines Beinkleides zog er ein dolchartiges Messer. So sprang er ins Wasser. Tauchte dicht bei dem Hai auf, stieß ihm zweimal das Messer tief in den Leib. Patsch die ohnmächtige Frau, trug sie die Treppe empor, hüllte sie in den Bademantel, schaffte sie ins Boot, fuhr sie ans Ufer...
An diesem Abend schrieb Dorothy in ihr Tagebuch:

„Wo hatte ich meinen vielgepreizenen Scharfblick, als ich Erwin Feigheit nachsagte? Erwin ist nicht feige, er ist ein Held. Leander schwamm über den Sellespont, um Hero zu umarmen. Perseus tötete den Drachen, der Andromeda bedrohte. Erwin ist Leander und Perseus in einer Person, er schwamm und tötete. Oh, wie ich zu ihm aufblide!...“

Um derselben Stunde postete der Held an die Tür des Fischers Larfen. Als geöffnet wurde, sagte er:

„Larfen, ich bringe Ihnen Ihren ausgehoppsten Hai wieder. Was kostet der Spaß?“

